

Sonderdruck aus:

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOGIE

Herausgegeben von

Werner Besch · Hugo Moser † · Hartmut Steinecke

108. Band 1989 · Heft 4

NEUDATIERUNG UND NEUBEWERTUNG VON GEORG BÜCHNERS „FATALISMUSBRIEF“

von Jan-Christoph Hauschild, Düsseldorf

Abstract

Hauptsächlich aufgrund zeitgenössischer meteorologischer Aufzeichnungen wird Büchners sogenannter „Fatalismusbrief“ auf einen Zeitpunkt – Januar 1834 – neu datiert, der rund acht Wochen vor dem bisher angenommenen Datum liegt. Dadurch läßt sich das für Büchners Biographie überaus wichtige Frühjahr 1834 (Gründung der „Gesellschaft der Menschenrechte“, Entwurf des *Hessischen Landboten*) jetzt auch psychologisch überzeugend chronologisieren, ohne daß noch ein Rest des früher konstruierten und ideologisch ausgebeuteten Widerspruchs zwischen pessimistischer Geschichtsanalyse und revolutionärer Praxis bliebe.

A new dating of Büchner's so-called "Fatalismus-Brief" is made, principally on the basis of contemporary meteorological records. The new date, January 1834, is approximately eight weeks before the date which has been generally accepted. This means that it is now possible to construct a psychologically convincing chronology of the spring of 1834, which was so

important from the point of view of Büchner's biography (foundation of the "Gesellschaft der Menschenrechte", creation of the "Hessischer Landbote"), as the contradiction between the pessimistic analysis of history and revolutionary practice which was supposed to exist and was used for ideological purposes has now been removed.

Der vielleicht wichtigste, in der Forschung jedenfalls umstrittenste und am häufigsten zitierte Brief Georg Büchners, der sogenannte „Fatalismusbrief“¹, ist in allen Büchner-Ausgaben falsch datiert. Noch in der jüngsten Ausgabe der *Werke und Briefe* des Hanser-Verlags² ist als vermutliches Datum der Niederschrift, nach Thomas Michael Mayer's Vorschlag³, „um den 9.–12. März 1834“ angegeben.⁴ Hier der Text, zitiert nach dem Erstdruck:

Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich. Bei uns ist Frühling, ich kann deinen Veilchenstrauß immer ersetzen, er ist unsterblich wie der Lama. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg, es geht dort allerlei vor, und du sagst kein Wort davon. Je baise les petites mains, en goûtant les souvenirs doux de Strasbourg. – „Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles.“ Und ich ließ dich warten! Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studirte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, – ist schauerhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Brust legen! B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich schrieb ihm. Ich erwünsche meine Gesund-

¹ Vgl. jüngst, aus dem semi-wissenschaftlichen Bereich, Rudolf Loch: *Georg Büchner. Das Leben eines Frühvollendeten. Biografie*. Berlin/DDR 1988, Kapitel 26: „Der Fatalismus der Geschichte“ (S. 134–139). In seinen Schlußfolgerungen stützt der Verfasser sich auf Henri Poschmann: *Georg Büchner. Dichtung der Revolution und Revolution der Dichtung*. Berlin und Weimar ²1985, S. 23.

² Georg Büchner: *Werke und Briefe. Münchner Ausgabe*, hg. v. Karl Pörnbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. München 1988.

³ Thomas Michael Mayer: Georg Büchner. Eine kurze Chronik zu Leben und Werk. In: *Georg Büchner I/III*, hg. v. Heinz-Ludwig Arnold. München ²1982 (Sonderband aus der Reihe *text + kritik*), S. 374.

⁴ Büchner [Anm. 2], S. 288.

heit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsterniß wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehns. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. Ostern ist noch mein einziger Trost; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich habe die Reise schon tausendmal gemacht und werde nicht müde. – Du fragst mich: sehnst du dich nach mir? Nennst du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann und wenn man davon gerissen ist, und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? Gib mir doch Antwort. Sind meine Lippen so kalt? – Dieser Brief ist ein Charivari: ich tröste dich mit einem andern.

Die Handschrift des Briefs ist verschollen, überliefert ist er nur durch den zitierten auszugsweisen Abdruck in den *Nachgelassenen Schriften*, die Büchners jüngerer Bruder Ludwig 1850 herausgab. Er hatte die durchweg undatierten „Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834“ zusammenhängend abgedruckt und den „Fatalismusbrief“ an die Spitze gestellt.⁵ Vermutlich folgt er dabei der Chronologie jenes „Heft[es] von Briefen“, genauer „Briefexcerpten“, das Büchners Verlobte Wilhelmine Jaeglé ursprünglich Karl Gutzkow für seine geplante Biographie Georg Büchners zur Verfügung gestellt hatte.⁶ Die Briefreihenfolge der *Nachgelassenen Schriften*, dies sollte eigentlich selbstverständlich sein, ist daher nach Möglichkeit zu übernehmen, jedenfalls soweit keine handfesten Argumente dagegen sprechen.⁷ Die editorische Praxis sieht freilich anders aus. Ludwig Büchner folgend, datierte Karl Emil Franzos, Herausgeber von Büchners *Sämtlichen Werken* (1879), den Brief kurzerhand auf „Gießen 1833“.⁸ Fritz Bergemann, ungleich skrupulöser, plazierte den Brief in der 1. Auflage seiner Edition zwischen zwei Briefe Büchners an die Familie vom 19. November 1833 und vom „Februar 1834“ und datierte ihn – mit Fragezeichen versehen – auf „Gießen, Frühjahr 1834“ (S. 529).⁹ In den Lesarten merkte er dazu an:

⁵ Frankfurt/M. 1850, S. 281–287.

⁶ So Gutzkows Beschreibung von 1838 bzw. 1837; vgl. ausführlich Verf.: *Georg Büchner. Studien und neue Quellen zu Leben, Werk und Wirkung. Mit zwei unbekanntem Büchner-Briefen*. Königstein 1985, S. 64 und 102 ff.

⁷ Dies ist der Fall bei dem von den neueren Editoren gegen Ludwig Büchners Vorgang an den Schluß der Serie gestellten Brief, der Büchners Entschluß enthält, ohne Umweg direkt nach Straßburg zu gehen, während er dies im vorangehenden (bei Ludwig Büchner: nachfolgenden) Brief erst erwägt. Der historisch-kritische Editor hätte Prinzipientreue gegen inhaltliche Stimmigkeit abzuwägen; ich würde für die Beibehaltung der ursprünglichen Reihenfolge plädieren, da man Büchner diesen Widerspruch ruhig zubilligen sollte, zumal, wenn er tatsächlich „täglich“ an seine Freundin schrieb.

⁸ Georg Büchner's *Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß*, hg. v. Karl Emil Franzos. Frankfurt/M. 1879, S. 371–373.

⁹ Georg Büchners *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Fritz Bergemann. Leipzig 1922, S. 529.

Die Datierung dieses ersten Briefes AN DIE BRAUT bleibt nach wie vor zweifelhaft. Nach der Überschrift N, S. 281 „Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834“ müßte wenigstens dieser erste Brief vom Jahre 1833 stammen, und zwar vom Herbst, da Büchner erst in dieser Zeit die Universität Straßburg mit der von Gießen vertauschte. Dazu stimmt auch, daß Büchner seit seiner Abreise noch nicht an die Braut geschrieben zu haben scheint; dagegen spricht doch wohl aber die Erwähnung des Frühlings und der frischen Veilchen, die das Andenken aus Straßburg „immer ersetzen“ können. (Vgl. Zabeltitz, G. Büchner, S. 125 f., Anm.) N hat kein Datum für die einzelnen Briefe an die Braut, F Gießen 1833.¹⁰

Bergemann folgte damit Zobel von Zabeltitz, der als erster Franzos' Datierung ziemlich „fraglich“ fand:

Büchner war 1833 erst seit Herbst in Gießen [. . .]. Brief 1 könnte noch am ehesten 1833 geschrieben sein, wenn die Erwähnung von Frühling u. Veilchen sich vielleicht nicht wörtlich nehmen lassen kann, denn Büchner schildert seiner Braut Gießens Gegend wie etwas Neues und ihr noch Fremdes.¹¹

Diese wie auch seine eigenen Argumente müssen Bergemann in der Folgezeit schließlich überzeugt haben, den Brief ins Jahr 1833 zu setzen. In der 5. Auflage von 1952 erhielt er die Datierung „Gießen, November 1833?“¹²

Spätere Forscher haben Bergemanns sehr wohl durchdachte Datierung als abwegig verworfen. Wissing-Nielsen meinte

Anhaltspunkte für eine genaue Datierung [. . .] darin zu finden, dass Büchner schreibt: „Bei uns ist Frühling, ich kann deinen Veilchenstrauss immer ersetzen.“ Und weiter unten: „Ostern ist noch mein einziger Trost; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und die Erlaubnis, sie zu besuchen.“ Frühling und Ostern, eine Datierung im Frühjahr ist dann wahrscheinlicher. Ungewöhnlich bleibt jedenfalls, schon November sich nach Ostern zu sehnen.¹³

Wissing-Nielsen's Vorschlag lautete daher, die von Ludwig Büchner festgelegte Reihenfolge aufzulösen und den Brief auf „nach dem 10. März 1834 geschrieben“ anzusetzen, weil „alle Wahrscheinlichkeit [. . .] dafür“ spreche.¹⁴ Werner R. Lehmann¹⁵ und alle andern Büchner-Editoren folgten dieser Anregung, der auch Thomas Michael Mayer eine „grundsätzliche Plausibilität (gegenüber Bergemanns Frühling im November)“¹⁶ bescheinigte.

¹⁰ Ebd., S. 755 f.

¹¹ Max Zobel von Zabeltitz: *Georg Büchner [.] sein Leben und sein Schaffen*. Berlin 1915 (Bonner Forschungen N. F. 8), S. 125 f., Anm. 2.

¹² Georg Büchners *Werke und Briefe*. Leipzig 1952, S. 208.

¹³ V. Wissing-Nielsen: Zur Datierung eines Büchner-Briefes. In: *orbis litterarum* XII, 1957, S. 104.

¹⁴ Ebd., S. 106.

¹⁵ Georg Büchner. *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Werner R. Lehmann. Hamburg 1971, Bd. 2, S. 425.

¹⁶ Mayer [Anm. 3], S. 424.

So weit, so gut. Allerdings hatte bis dahin niemand von Zabeltitz' und Bergemanns Argument widerlegen können, wonach der Anfang des Briefs eher für eine frühere Datierung spricht. Es hatte auch niemand Wissing-Nielsen widersprochen, obwohl es doch keineswegs ungewöhnlich sein dürfte, sich schon im November nach Ostern (1834: 30. März) zu sehnen, zumal wenn man vermutlich insgeheim daran dachte, von Landau aus einen Abstecher nach Straßburg zur Freundin zu machen. Ja, mir erscheint das sogar als äußerst wahrscheinlich. Irritieren konnte doch einzig und allein, daß Büchner in einem Brief vom Winter den Einzug des Frühlings pries. Denn der Frühling beginnt in Mitteleuropa kalendarisch um den 21. März, und Veilchen, wie Büchner sie angeblich in Gießen vorfand, um damit den Strauß seiner Freundin zu „ersetzen“, brauchen Wärme („Märzveilchen“). Veilchen aber im November? Wie war denn das Wetter im Winter 1833/34?

Im Jahrzehnt zwischen 1824 und 1833 wurden nach Auskunft der Klimahistoriker die höchsten Herbsttemperaturen des Jahrhunderts gemessen. In dieselbe Zeit fällt eine Epoche mit relativ warmen Frühjahren. Das „von zonaler Zirkulation begünstigte Jahr 1834“ war durch eine „alle Jahreszeiten umfassende Erwärmung“ bestimmt, „eingeleitet durch den extrem milden Winter 1833/34, der in Europa wärmemäßig an dritter Stelle steht“.¹⁷ Mildere Winter gab es in Europa nur 1795/96 und 1924/25¹⁸, in Basel war es sogar der mildeste Winter aller Zeiten.¹⁹

Das Ausnahmejahr 1833 hatte im Herbst begonnen. In Landau (Rheinpfalz) blühten im Oktober 1833 plötzlich wieder die Apfelbäume und Himbeersträucher.²⁰ In der *Großherzoglich Hessischen Zeitung* stand unter dem Datum des 1. Januar 1834: „Hier in Darmstadt hatte man auf Weihnachten blühende Veilchen.“²¹ Dasselbe konnte man damals allerorten zwischen der Bergstraße und dem Vogelsberg beobachten. „Märzveilchen findet man in Menge. In mehreren Gärten blühen Pfirsiche, Mandeln, Weinblumen, Rosen u. s. w.“, heißt es in einer Korrespondenz aus Heidelberg für die *Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung* vom 3. Januar 1834. In Hammelbach (Kreis Heppenheim) wurde am 21. Januar „recht schönes Futtergras [...] mit der Sense abgemäht“ (*Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung*, 30. Januar 1834).

Mit Beginn der zweiten Januarwoche stiegen aufgrund eines markanten Warmluftvorstoßes aus Südost, später aus Südwest, die Temperaturen kräftig an. Nach

¹⁷ Hans von Rudolph: *Die Schwankungen und Pendlungen des Klimas in Europa seit dem Beginn der Instrumentenbeobachtungen (1670)*. Braunschweig 1967, S. 149.

¹⁸ Ebd., S. 303.

¹⁹ Ebd., S. 300.

²⁰ *Berliner Don Quixote*, Nr. 188, 1. Dezember 1833, S. [4].

²¹ Nr. 1, S. 3 (recherchiert von Reinhard Pabst, Darmstadt).

den vorliegenden Wetterdaten aus Frankfurt am Main brachte der 9. Januar eine „heitere“ Witterung mit 4 °C, zwei Tage später wurden fast 7 °C erreicht. Dann folgten zwei regnerische Tage. Der 14. Januar war wieder „heiter“ mit 6 °C. Am 17. wurden bei leichter Bewölkung 11 °C gemessen. Nach Sturm und Regen am 18. Januar (was die Temperaturen aber nur unwesentlich auf 8–9 °C absenken konnte) stieg das Thermometer am 22. Januar („heiter“) wieder auf 11 °C und am 23. sogar bis auf 13 °C an. Allerdings gab es nun auch wieder „Sturm und Regen“.^{21a}

Aber auch jenseits des Rheins hielt der Frühling 10–12 Wochen vor dem astronomischen Termin seinen Einzug. Begonnen hatte es mit wenig verheißungsvollem Regenwetter. In der zweiten Januarwoche fing dann die Sonne „warm und mild wie am Märztag“ zu scheinen an.²² Im Mittel wärmer als im Januar war es in der Gegend um Straßburg erst wieder im April. Winterlich kalt war es nur am 5. und 31. Januar, aber selbst da fiel das Thermometer nicht unter Null Grad.²³ Am 20. Januar schrieb der Student und politische Flüchtling Ernst Dieffenbach seinen Eltern (in Gießen) aus Straßburg: „Auch wir haben hier vollkommenes Frühlingswetter; [. . .] täglich sehe ich Veilchensträuße herumtragen.“²⁴ Und eine Woche später: „Hier ist vollkommener Frühling, die Luft fast lau, der Himmel hell und rein.“ Aprikosen-, Pfirsich- und Mandelbäume standen in voller Blüte.²⁵ Eine Spitztemperatur wurde am 28. Januar mit 14 ° Celsius erreicht.²⁶ Anhaltendes Regenwetter (in Straßburg 13 Tage lang) und die Schneeschmelze in den Alpen führten dann vielerorts zu Überschwemmungen. Vom Straßburger Münster aus „sah man gegen den Schwarzwald hin fast nur eine Wasserfläche und die Chaussee von Karlsruhe nach Kehl war grossentheils überschwemmt.“²⁷ Nach einer kurzen Kälteperiode im Februar (12. 2.: minus 5° C), die 7 Tage Nebel und einmal sogar Schneefall brachte, kletterte die Quecksilbersäule am 28. Februar wieder bis auf 14° C. Im März und April verhielt es sich ähnlich wechselhaft: etwas Regen, wenig Schnee (teils mit Graupeln vermischt), ab und zu Nebel; insgesamt mehr freundliche als trübe

^{21a} Nach freundlichen Auskünften von Dipl.-Met. H. J. Swantes, Deutscher Wetterdienst Offenbach am Main; die meteorologischen Beobachtungen wurden regelmäßig in der *Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung* veröffentlicht.

²² Ernst Dieffenbach: Briefe aus dem Straßburger und Zürcher Exil 1833–1836. Ein Flüchtlingsschicksal aus dem Umkreis Georg Büchners. Mitgeteilt von Peter Mesenhöller. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 8, 1990; Brief vom 13. Januar 1834.

²³ *Annuaire du Département du Bas-Rhin. Année 1835*. Strasbourg et Paris 1835, S. 63–68 (Wetterbeobachtungen des Jahres 1834) sowie M. Bertin: *Résumé des observations de M. Herrenschneider sur la météorologie de Strasbourg*. In: *Mémoires de la société des sciences naturelles de Strasbourg*. Strasbourg 1858.

²⁴ Dieffenbach [Anm. 22].

²⁵ Ebd., Brief vom 29. Januar 1834.

²⁶ *Annuaire* [Anm. 23].

²⁷ Dieffenbach [Anm. 22], Brief vom 20. Januar 1834.

Tage, die Monatsmittel lagen bei 7° C bzw. 12° C.²⁸ Auch der Sommer 1834 war ein „guter“ Sommer, „in welchem ein Jahrhundertwein gedieh“.²⁹

Halten wir fest: im Herbst und Winter 1833/34 schlug das Wetter Kapriolen. Der Satz „Bei uns ist Frühling, ich kann deinen Veilchenstrauß immer ersetzen“ rückt den „Fatalismusbrief“ also keineswegs ins Frühjahr 1834, genausogut könnte er Ende Oktober 1833 (Büchner traf spätestens am 25. Oktober zur Fortsetzung seines Studiums in Gießen ein), im November oder Anfang Januar geschrieben sein. Überdies fällt die Vorstellung schwer, Büchner hätte ausgerechnet im Frühling den wenig aufregenden Satz „Bei uns ist Frühling“ formuliert. Erst die Diskrepanz zwischen Kalender und Klima gibt dieser Aussage eine tiefere Bedeutung, ja: legitimiert sie überhaupt.

Der Dezember kommt nicht in Betracht, weil Büchner etwa am 28. November („5 Wochen“ nach seiner Ankunft) nach Darmstadt zurückkehrte, um sich dort von einem „Anfall von Hirnhautentzündung“ zu erholen, der in Gießen zwar „im Entstehen unterdrückt“, aber offenbar nicht restlos askuriert worden war.³⁰ Unter „Hirnhautentzündung“ verstand man zu Büchners Zeit eine fiebrige Erkrankung, die zu „reichlicher Ausschüttung“ führe, verbunden mit Kopfschmerzen, Erbrechen, Nackensteifigkeit, Reizempfindlichkeit und Bewußtseinsstörungen.³¹ Da Büchner von einem „Anfall“ spricht, handelte es sich wohl entweder nur um eine Hirnhautreizung (Meningismus), ein Folge- bzw. Begleitsymptom bei Grippe und Vergiftungen, oder um eine seröse Hirnhautentzündung, worunter man meist leichter verlaufende entzündliche Erkrankungen der Hirnhäute verschiedener Ursachen zusammenfaßt. In beiden Fällen konnte man bereits vor Entdeckung der Antibiotika mit so einfachen Mitteln wie Bettruhe und fiebersenkenden Maßnahmen durchgreifende Heilung erzielen. Der Erholungsaufenthalt im Darmstädter Elternhaus war also durchaus sinnvoll, wenngleich das ‚Problemensemble‘, unter dem Büchner damals litt, nicht im geringsten verkleinert wurde. Im Brief an seinen Straßburger Freund August Stoeber vom 9. Dezember 1833 reflektierte Büchner über seinen damaligen miserablen physisch-psychischen Allgemeinzustand und suchte nach Gründen, auch für sein langes Stillschweigen:

Du erhältst am spätesten einen Brief, weil ich Dich am letzten mit einem finstren Gesicht quälen wollte, denn wenigstens Eurer Theilnahme halte ich mich immer versichert. Ich schrieb mehrmals, vielleicht sahst Du meine Briefe; ich klagte über mich und spottete über andere; beydes kann Dir zeigen, wie übel ich mich befand. Ich wollte Dich nicht auch in's Lazareth führen und so schwieg ich. Du magst entschei-

²⁸ *Annuaire* [Anm. 23].

²⁹ V. Rudolph [Anm. 17], S. 141.

³⁰ Büchner [Anm. 15], S. 421 (Brief an August Stoeber vom 9. Dezember 1833).

³¹ S. *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*. Leipzig ¹⁰1852, Bd. 6, S. 564 f.

den ob die Erinnerung an 2 glückliche Jahre, und die Sehnsucht nach All dem, was sie glücklich machte oder ob die widrigen Verhältnisse unter denen ich hier lebe, mich in die unglückseelige Stimmung setzen. Ich glaube s'ist beydes. Manchmal fühle ich ein wahres Heimweh nach Euren Bergen. Hier ist Alles so eng und klein. Natur und Menschen, die kleinlichsten Umgebungen, denen ich auch keinen Augenblick Interesse abgewinnen kann. [. . .] Ein Brief von Dir würde mir große Freude machen, und, nicht wahr Christ einem Reconvalescenten schlägt man nichts ab?

Nachträglich fügte Büchner noch drei Sätze ein, die recht konkret aufzeigen, was er mit den „widrigen Verhältnisse[n]“ vor allem meinte: „Die politischen Verhältnisse könnten mich rasend machen. Das arme Volk schleppt geduldig den Karren, worauf die Fürsten und Liberalen ihre Affenkomödie spielen. Ich bete jeden Abend zum Hanf und zu d. Laternen.“³²

Den Hauptkonflikt, die Furcht vor der Auseinandersetzung mit dem Vater, erwähnte Büchner dagegen nicht, und er war auch nicht imstande, sich in der noch verbleibenden Zeit mit ihm auseinanderzusetzen, gegenüber den elterlichen Forderungen seine eigenen Lebensansprüche geltend zu machen.³³ Die Erinnerungen von Büchners Darmstädter Jugendfreund Georg Zimmermann, der damals, im Mai 1833 als Student der Theologie von Heidelberg gekommen, in Gießen mit ihm zusammentraf, geben Aufschluß über den bislang von der Forschung übersehenen ‚Leidensdruck‘, dem Büchner seit der Rückkehr von Straßburg massiv ausgesetzt war.

Zunächst litt er an der Qual eines durch die Verhältnisse ihm aufgedrungenen Berufes. Nach dem Willen seines Vaters und nach den Versprechungen, die er ihm gegeben, konnte er seine Liebe zur Naturwissenschaft nicht anders befriedigen, als bei der nebenher gehenden Vorbereitung auf den ärztlichen Beruf, der ihm durchaus nicht zusagte. In Straßburg, wo ihn die naturwissenschaftlichen Vorbereitungs- und Hilfsfächer der Medicin hauptsächlich beschäftigten, konnte er noch dem Zwiespalte seiner beiden Lebensaufgaben mit einer Art von Selbsttäuschung ausweichen. Aber in Gießen, wo ihm noch zwei Studienjahre übrig blieben, trat an ihn die unerbittliche Forderung heran, mit der Medicin selbst vollen Ernst zu machen. Sein liebe- und pietätsvolles Gemüth war außer Stande, in Opposition gegen den väterlichen Willen das Joch der Medicin von sich abzuwerfen. Er zwang sich, unter dem Heimweh nach der Braut, nach den Straßburger Freunden und nach dem Elsaß leidend, zu der ihm widerstrebenden Beschäftigung, und fand sie, statt sich mit ihr durch die Gewohnheit zu versöhnen, im Laufe der Zeit nur unerträglicher. Er suchte, wo nicht Beruhigung, doch Vergessenheit im Nachdenken über metaphysische Dinge, aber auch in diese Regionen begleitete ihn die Melancholie, ja, sie fand hier die reichlichste Nahrung.³⁴

³² Büchner [Anm. 15], S. 421 f.

³³ S. Verf.: Schiffbruch und Lebensplan. Büchners Vaterbeziehung im Prozeß der Literarisierung. In: *Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Referate*, hg. v. Burghard Dedner u. Günther Oesterle. Frankfurt/M. 1989.

³⁴ Zit. nach *Georg Büchner Jahrbuch* 5, 1985, S. 335.

Man hat in diesem Zusammenhang von einer neurotischen Arbeitsstörung gesprochen, von einer Flucht vor den Konflikten in die Krankheit, in die Einsamkeit des Krankenzimmers.³⁵ Der Leidensdruck wurde noch dadurch verstärkt, daß Büchner Kontakte mit anderen Studenten – wenigstens bis ins Frühjahr hinein – weitgehend mied und daher zunehmend das Gefühl von Isolation verspürte. Dabei war doch die Gewißheit, „Menschen um [s]ich zu haben“, eines der Grundbedürfnisse, die Büchner, wie sich einem Brief aus Zürich entnehmen läßt, brauchte, um produktiv tätig sein zu können.³⁶ An Wilhelmine Jaeglé schrieb er am oder um den 8. Februar 1834:

[...] Ich dürste nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären stumm, dann könnten wir uns doch nur ansehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand starr anblicken, ohne daß mir die Thränen kämen. Es ist dies eine Augengewässersucht, die auch beim Starrsehen oft vorkommt.³⁷

Auch die Erinnerungen des Schulfreundes und zeitweiligen Klassenkameraden Ludwig Wilhelm Luck bestätigen, daß Büchner damals äußerst „zurückgezogen“ lebte und „viele verschlossen in sich herumwälz[t]e. Er klagte über seinen ganzen körperlichen und geistigen Zustand, daß er die Nächte zu Tagen und die Tage zu Nächten mache und schien mit der Philosophie, mit sich und der Welt zerfallen. Einmal“, so Luck weiter, auf der Studentenbude des gemeinsamen Freundes Friedrich Zimmermann (bei Realschuldirektor Braubach Seltersweg Lit. C 19, also unweit von Büchners eigenem Quartier), „apostrophierte er mich lakonisch: ‚Luck, wieviel Götter glaubst du?‘ Antwort: ‚Nur Einen.‘ ‚Wieviel Staaten müßten wir in Deutschland haben und wieviel Fürsten?‘ – Pause des Schweigens von beiden Seiten.“³⁸

Daß die Gießener ‚Misere‘ weit über persönliche Befindlichkeiten und private Konflikte hinausging, wird schließlich auch von Georg Zimmermann betont. Er spricht ebenfalls von einer „Einsamkeit seines Grübelns über die Räthsel der Welt“ und erinnerte sich an Gespräche, in denen sich Büchners „Gedanken [...] besonders geistreich und lebendig über die Philosophie der Geschichte

³⁵ Mit pathologisierenden Deutungsschemata setzt sich Burghard Dedner auseinander: Büchner im Kaiserreich. In: *Georg Büchner im interkulturellen Dialog. Akten des Kolloquiums vom 30. September bis 1. Oktober 1987*, hg. v. Klaus Bohnen und Ernst-Ullrich Pinkert. Kopenhagen 1988 (Publications of the Department of Languages and Intercultural Studies, University of Aalborg, Vol 2; *Text und Kontext*, Sonderreihe, Bd. 25), S. 195–215, hier S. 203 ff.

³⁶ Büchner [Anm. 15], S. 464.

³⁷ Ebd., S. 423. In diesem Brief ist von frühlingshaftem Wetter nicht die Rede – kein Wunder, denn die mittlere Temperatur der ersten Februarwoche betrug nur 3° C, es war teilweise neblig; in der zweiten Februarwoche sank das Thermometer sogar bis nah an den Gefrierpunkt.

³⁸ Zit. nach der *Münchener Ausgabe* [Anm. 2], S. 374.

[verbreiteten]“.³⁹ Tatsächlich kam vieles zusammen: die bedrückenden „politischen Verhältnisse“⁴⁰, nicht nur im Großherzogtum, der Provinzialismus der „Gießener Winkelpolitik“⁴¹, der Widerwille gegen das mehr und mehr verhaßte ‚Brotstudium‘, das ihm die Zeit für sein wirkliches Interesse, die Naturwissenschaften, wegnahm, die „abscheulich[e]“ Stadt, „das unfreundliche Gießen, das er stets mit Straßburg verglich und nicht genug tadeln konnte“ – so sein Bruder Ludwig⁴², die Trennung von Wilhelmine Jaeglé („Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet“) und von den Freunden in Straßburg: „Seit ich Euch“, heißt es im Brief an August Stoeber vom 9. Dezember, „am Mittwoch Abend vor 5 Monaten zum letzten mal die Hände zum Kutschenschlag hinausstreckte, ist’s mir als wären sie mir abgebrochen und ich denke wir drücken uns die Hände um so fester, je seltner wir sie uns reichen.“⁴³

Die Gießener Krisensituation konnte in Darmstadt nicht ‚geheilt‘ werden, weil die Ursachen nach wie vor existierten. Die Lage hatte sich eher zugespitzt, da die Auseinandersetzung mit dem Vater mehr und mehr unaufschiebbar wurde, und vor allem auch Wilhelmine Jaeglé, die heimliche Verlobte, auf eine baldige Lösung, auf die Umwandlung der illegitimen in eine legitime Verbindung drängte.⁴⁴

Es fällt schwer, aufgrund der spärlichen Dokumente etwas über den Charakter dieser Beziehung zu sagen. Wilhelmine war drei Jahre älter als Büchner und eben 21 Jahre alt, als beide sich kennenlernten: eine junge Frau im heiratsfähigen Alter, die das Elternhaus vielleicht schon verlassen und sich verheiratet hätte, gäbe es nicht den alten Vater, der versorgt werden mußte (Johann Jakob Jaeglé war 1831 immerhin schon 68 Jahre alt). Die Begegnung mit Georg Büchner eröffnete Wilhelmine eine Chance, die sich ihr sonst offenbar noch nicht geboten hatte: durch Heirat, womöglich eine gute Partie, aus der familiären Enge des Pfarrhauses herauszukommen. Die letzten Jahre – Tod des kleinen Bruders Jacques Jules, Tod der Mutter, als sie achtzehn war – müssen schwierig und voller Belastungen für sie gewesen sein. Zunächst scheint sie einfach die Heiterkeit geschätzt zu haben, die Büchner mit ins Haus brachte: „Ein junger Mensch kam zu der Zeit in’s Haus, er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen.“ (*Danton’s Tod*, I/5).⁴⁵

³⁹ Zimmermann [Anm. 34], S. 336.

⁴⁰ Büchner [Anm. 15], S. 422 (Brief an August Stoeber); S. 429 (Brief an die Familie).

⁴¹ Ebd., S. 418 (Brief an die Familie).

⁴² L. Büchner [Anm. 5], S. 4.

⁴³ Büchner [Anm. 15], S. 421.

⁴⁴ Zu Büchners Braut s. meinen Beitrag im *Katalog der Darmstädter Ausstellung Georg Büchner. Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. 1813–1837*. Basel und Frankfurt/M. 1987, S. 124–131.

⁴⁵ Büchner [Anm. 2], S. 81.

Als ältere war Wilhelmine die reifere Persönlichkeit von beiden, die sich bestimmt schon Gedanken über ihre Zukunft gemacht hatte. Die Verbindung mit einem (wahrscheinlich) zukünftigen Arzt oder Naturwissenschaftler mußte ihr – und wohl auch ihrem Vater – ideal erscheinen; das klingt noch in ihrem Beileidsbrief an die Eltern an. Mit Georg Büchner verband sie „Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft“.⁴⁶

Und was bedeutete Wilhelmine für Büchner, was war das Motiv für seine Bindung? Wilhelmine Jaeglé, vermutlich von Haus aus aufgrund der Familiensituation zum mütterlichen Verhalten erzogen, war für ihn natürlich auch eine Art Ersatzmutter, die ihn im von ihr geführten Haushalt versorgte. Sie war ihm aber auch intellektuell ebenbürtig, und sie gestattete ihm erotische Zärtlichkeiten. Seine heftige Leidenschaft für sie ging bis zur Über-Idealisierung: sogar die an ihr entdeckten charakterlichen „Mängel“ („Unbefangenheit“, „Leichtsinn“ und weitere „böse Eigenschaften“) wurden zum Vorteil ausgelegt.⁴⁷ Wilhelmine Jaeglé scheint den von Büchner geschätzten Frauentypus repräsentiert zu haben: kindlich („lieb Kind“ ist eine seiner stereotypen Anreden)⁴⁸, natürlich, einfach; nicht im Sinne von Beschränktheit, sondern im Sinne einer harmonischen Organisation, „in sich ruhend“, „rein“, ein „Engel“⁴⁹ des Andersseins; vielleicht das Modell für Lenzen Friederike in Büchners Erzählfragment: „Ganz Kind; es war, als war ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt [. . .]“.⁵⁰ Wilhelmine stellte in vielem den ersehnten Kontrast zu Büchner dar, und das vor allem machte sie für ihn begehrenswert. Andererseits bot sie Vertrautes: im mütterlichen Milieu, im Umkreis der Straßburger Verwandten, lernte er sie kennen, ihre Funktion war zunächst die einer Betreuerin, dann sogar – während seiner „Unpäßlichkeit“ im Frühjahr 1832 – einer Pflegerin. Es ist bezeichnend, daß Büchner einmal in einem Brief an Gutzkow von den Vogesen als einem Gebirge spricht, das er „liebe, wie eine Mutter“.⁵¹ Die Erfahrungen frühkindlicher Geborgenheit und Zärtlichkeit wurden von ihm einfach auf das Elsaß übertragen.

Psychologisch gesehen, war für Büchner die Trennung leichter zu ertragen als für Wilhelmine. Büchner erkrankte an der Fülle von Konflikten, die auf ihn einstürzten, Wilhelmine wurde krank vor Unruhe, Ungewißheit und Seh-

⁴⁶ L. Büchner [Anm. 5], S. 45.

⁴⁷ Büchner [Anm. 15], S. 464.

⁴⁸ Darauf hat bereits Thomas Michael Mayer hingewiesen, s. *Georg Büchner Jahrbuch* 2, 1982, S. 279.

⁴⁹ Friederike Brion in *Lenz* [Anm. 2], S. 152.

⁵⁰ Ebd., S. 150.

⁵¹ Büchner [Anm. 15], S. 449. Eine Objektfindung also nach dem von Freud beschriebenen Prinzip der „Wiederfindung“ (*Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, 1905).

sucht. Hinzu kam das schlechte Gewissen ihrem Vater gegenüber. In einem Brief an Büchner malte sie ihre Zukunft schwarz. Nur eine offizielle Verlobung würde ihr über die Zeit der Trennung hinweg helfen.⁵² Büchner spürte, daß er sich der Lösung dieser Frage nicht weiter entziehen konnte. Mitte März willigte er Wilhelmine zuliebe wenigstens in eine teilweise Bekanntmachung der Verlobung ein:

Du sprachst mir von einem Heilmittel; lieb Herz, schon lange schwebt es mir auf der Zunge. Ich liebte aber so unser stilles Geheimniß –, doch sage deinem Vater Alles, – doch zwei Bedingungen: *Schweigen*, selbst bei den nächsten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kusse die Kochtöpfe rasseln hören, und bei den verschiedenen Tanten das Familienvatersgesicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu schreiben, als bis ich selbst geschrieben. Ich überlasse dir Alles, thue, was dich beruhigen kann.⁵³

Schon ein paar Tage zuvor hatte Büchner erkannt, daß er es sich auch „selbst schuldig“ war, „einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen.“

Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemestert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt sich in mir selbst; hätte ich einen Weg für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies Stummsein ist meine Verdammniß.⁵⁴

Aber erst kurz vor Ferienbeginn konnte er sich zu einem Entschluß durchringen:

Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne Darmstadt zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten gestoßen, und meine Reise wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verschoben worden. Ich schreibe dir jedoch vorher noch einmal, sonst ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieser Brief ist ohnedies so langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hause: Herr Studiosus Büchner. Das ist Alles! Wie ich hier zusammenschumpfe, ich erliege fast unter diesem *Bewußtsein*; ja sonst wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödsinnigen beklagen mag! Aber du, was sagst du zu dem Invaliden? Ich wenigstens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausstehen.⁵⁵

Bis dahin hatte es eine Phase in der Beziehung gegeben, die nicht anders als mit dem Wort Krise zu beschreiben ist: Stockungen in der Kommunikation, Mißverständnisse, Ängste, somatische Reaktionen auf beiden Seiten: „Fieber“,

⁵² „Im 19. Jahrhundert war die Verlobungszeit ein Zwischenstadium, das gewisse Vertraulichkeiten zuließ; diese Übergangsphase in der Erziehung der Sinne war viel angenehmer, zugleich aber auch viel quälender, als die Zeit der ersten erotischen Annäherungsversuche“. Die durch eine Verlobung bekundeten „unzweideutigen monogamen Absichten“ erlaubten anscheinend sogar vorehelichen Sexualverkehr, konnten ihn nachträglich legitimieren (Peter Gay: *Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter*. München 1987, S. 18 und 129).

⁵³ Büchner [Anm. 15], S. 427.

⁵⁴ Ebd., S. 425.

⁵⁵ Ebd., S. 428.

„Gram“, „Augenwassersucht“, „Thränen“, das „Gefühl des Gestorbenseins“. Büchner über sie beide, etwa 8. Februar 1834: „Der Gram macht mich Dir streitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltst mit Gleichem“.⁵⁶ Büchner über sich selbst, 9. März 1834:

Der erste helle Augenblick seit acht Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor zwei Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beständiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergibst du? [. . .] Die Frühlingsluft löste mich aus meinem Starrkrampf. Ich erschrak vor mir selbst. Das Gefühl des Gestorbenseins war immer über mir. [. . .] [I]ch fürchte mich vor meiner Stimme und – vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann sitzen können, nicht wahr, meine Liebe? [. . .] Ich habe dir's schon tausendmal gesagt: Lies meine Briefe nicht, – kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen; – so schleppe ich dich in meine wüsten Irrgänge. Du sitztest jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir.⁵⁷

Büchner über Wilhelmine, Mitte März 1834:

Ich wäre untröstlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich schreibe jetzt täglich, schon gestern hatte ich einen Brief angefangen. Fast hätte ich Lust, statt nach Darmstadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlsein eine ernste Wendung, – ich bin dann im Augenblick da. Doch was sollen dergleichen Gedanken? Sie sind mir Unbegreiflichkeiten. – Mein Gesicht ist wie ein Osterei, über das die Freude rothe Flecken laufen läßt. Doch ich schreibe abscheulich, es greift deine Augen an, das vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es sind nur die Nachwehen des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute und hektische tod; dein Schmerz ist alt und abgezehrt, er stirbt, das ist Alles, und du meinst, dein Leben ginge mit.⁵⁸

Wilhelmine hatte ihm zum Abschied ihr Bild geschenkt, das Porträt einer jungen Frau von vielleicht zwanzig Jahren, in einer für sie offenbar typischen Pose, als ZuhörerIn, BetrachterIn: den linken Ellenbogen auf ein rundes Tischchen gestützt, die kleine, kräftige Hand leicht geöffnet, an die Wange gelegt — es ist dieselbe Haltung, die auch das Altersbild zeigt.⁵⁹ „Den halben Tag sitze ich eingeschlossen mit deinem Bild und spreche mit dir“⁶⁰, versicherte ihr Büchner

⁵⁶ Ebd., S. 424.

⁵⁷ Ebd., S. 424 f. Auch diese Datierung läßt sich mit Hilfe der Wetteranspielungen sichern: die „brütende Sommerluft“ und das „schwere Gewölk“ – so Büchners wohl etwas stilisierende Schilderung – entsprechen bis ins Detail der Wetterbeobachtung, wie sie für Frankfurt/Main am 9. März belegt ist: fast 12° C, „wolkig“. Die mittlere Temperatur vom 3.–10. März lag bei 12° C, ein Wert, der erst Wochen später wieder erreicht wurde.

⁵⁸ Ebd., S. 427.

⁵⁹ Vgl. die Abbildungen im Darmstädter *Katalog* [Anm. 44], S. 124 f.

⁶⁰ Büchner [Anm. 15], S. 427.

Mitte März 1834 und suchte fortwährend nach Worten der Beruhigung und des dauernden Trostes: „Was kann ich sagen, als daß ich dich liebe; was versprechen, als was in dem Worte Liebe schon liegt, Treue? Aber die sogenannte Versorgung? Student noch zwei Jahre; die gewisse Aussicht auf ein stürmisches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!“⁶¹ Durch Verweise auf die kommenden Osterferien und die geplante Straßburgreise lassen sich die Briefe, in denen von derlei Beziehungsnöten die Rede ist, eindeutig auf die Zeit zwischen dem 8. Februar und Mitte März datieren. Stammt auch der in der Forschung umstrittene „Fatalismusbrief“ aus dieser Epoche?

Das hohe Fieber, an das Büchner dort erinnert („Das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten“), könnte auf den ersten Blick durchaus ein Krankheitssymptom aus der ‚Beziehungskrise‘ des Frühjahrs sein. Dagegen spricht aber die von Ludwig Büchner festgelegte Reihenfolge, der diesen Brief ja an die Spitze des Briefwechsels mit Wilhelmine Jaeglé setzte. Es muß sich also um die „Hirnhautentzündung“ vom Herbst 1833 handeln, fraglich ist nur, ob der Brief vor oder nach dem Darmstadtaufenthalt geschrieben wurde. Wäre er vor der Abreise aus Gießen geschrieben, kämen die dritte und vierte Novemberwoche in Betracht.

Handelt es sich also um jenen Brief, mit dem Büchner seiner Freundin zum 23. Geburtstag am 15. November gratulierte? Einen solchen Brief müßte es gegeben haben, denn es ist eigentlich undenkbar, daß Büchner dieses Ereignis überging. Selbst eine Verhinderung durch Krankheit kommt nicht in Betracht, da Büchner zu dieser Zeit wenigstens noch so gesund war, daß er seiner Familie am 19. November berichten konnte, er sei „[g]estern [. . .] bei einem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputirten“ des zwangsaufgelösten 5. Hessischen Landtags gewesen.⁶² Der „Fatalismusbrief“ wäre demnach das erste Lebenszeichen Büchners aus Gießen gewesen, das er seiner Freundin gab, und die von Ludwig Büchner seinerzeit unberücksichtigten Passagen des Briefs könnten just die Glückwünsche zum Geburtstag enthalten haben. Der Dank für die „souvenirs doux de Strasbourg“ bezöge sich möglicherweise auf kleine Geschenke (Veilchenstrauß?), die Büchner zu seinem 20. Geburtstag am 17. Oktober erhalten haben könnte, auf Umwegen – denn eine direkte Korrespondenz war wegen des „Geheimnis[s]es“ der Beziehung⁶³ nicht möglich – oder eben nachträglich.

Nicht nur wegen vieler Unwägbarkeiten empfiehlt es sich, auch gegenläufige Überlegungen anzustellen und zu diskutieren. Knüpfen wir an das Faktum an, daß es den beiden heimlich Verlobten unmöglich war, von Elternhaus zu Elternhaus direkt zu korrespondieren. Aus Büchners Briefen geht eindeutig

⁶¹ Ebd.

⁶² Ebd., S. 420.

⁶³ Ebd., S. 427, Z. 29.

hervor, daß Wilhelmines Vater erst kurz vor seinem Straßburgbesuch zu Ostern 1834 eingeweiht wurde⁶⁴ und daß er seine Eltern in Darmstadt erst von Straßburg aus über seine Verlobung mit Mademoiselle Jaeglé informierte.⁶⁵ Während seiner Ferienzeit im Darmstädter Elternhaus (9. August bis ca. 23. Oktober 1833) konnte Büchner mit seiner Straßburger Freundin nur auf Umwegen oder durch Vermittlung Dritter in Verbindung treten. Nach Gießen konnte ihm Wilhelmine dann direkt schreiben (Adresse: bei Kaufmann Hof[f]mann)⁶⁶, wogegen seine Briefe wohl auch weiterhin an eine Deckadresse gegangen sind. Von diesen Darmstädter Briefen ist offenbar kein einziger überliefert, auch nicht in den Auszügen durch Ludwig Büchner. Übrigens war selbst die Inanspruchnahme guter Bekannter für die Vermittlung der Korrespondenz nicht unproblematisch, da ein richtiges Wort in falschen Ohren schon jenen Skandal (oder wenigstens Skandalchen) auslösen konnte, vor dem sich Büchner augenscheinlich noch mehr fürchtete als vor den gesellschaftlichen Folgen der offiziellen Verlobung („Kochtöpfe rasseln hören“, „Familienvatersgesicht ziehen“⁶⁷). So scheint in Straßburg außer Eugen Boeckel niemand etwas gewußt zu haben von der heimlichen Liaison, und als August Stoeber, der vielleicht ein Gerücht im Freundeskreis aufgeschnappt hatte, eine entsprechende Frage an Büchners Verwandten Edouard Reuss richtete, erhielt er von diesem am 23. November 1833 nur die lakonische Antwort: „Von Jägle, Büchner weiß ich nichts“.⁶⁸ Nur einen seiner Straßburger Freunde hatte Büchner eingeweiht: Eugen Boeckel. Er war der gemeinsame Vertraute, über den er seiner Freundin Nachrichten zukommen ließ, und zwar schon seit 1832, wie aus einem Brief Boeckels vom 7. September 1832 hervorgeht.⁶⁹ Im „Fatalismusbrief“ heißt es ebenfalls: „B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich schrieb ihm“. Gerade dieser Satz legt nun aber nahe, Büchners Brief eher in den Januar 1834 zu verlegen.

Denn wann schrieb Büchner an seinen Straßburger Kommilitonen Boeckel? Mit ziemlicher Sicherheit noch von Darmstadt aus, und zwar am 9. Dezember, am selben Tag also, an dem er auch an August Stoeber schrieb⁷⁰, allenfalls etwas früher. Denn bei dem Schreiben an Stoeber handelt es sich ganz eindeutig um die Beilage zu einem anderen Brief (sicher wegen der Portosparnis). Das Schreiben an Stoeber war ursprünglich als Brief gefaltet und versiegelt, es trägt eine

⁶⁴ Ebd., Z. 29–30.

⁶⁵ Ebd., S. 429.

⁶⁶ S. meinen Beitrag: Büchners Wohnungen in Gießen. Eine Kritik. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 8, 1990.

⁶⁷ Büchner [Anm. 15], S. 427.

⁶⁸ Zit. nach Werner R. Lehmann/Thomas Michael Mayer: Ein unbekannter Brief Georg Büchners. Mit biographischen Miszellen aus dem Nachlaß der Gebrüder Stoeber. In: *Euphorion* 70, 1976, S. 177.

⁶⁹ Büchner [Anm. 15], S. 470.

⁷⁰ Ebd., S. 420–422.

Adresse, jedoch keinerlei Postvermerke⁷¹ (wie etwa der Brief an Edouard Reuss vom selben Jahr⁷²). Alles spricht dafür, daß es sich um die Beilage eines Briefs handelt, und zwar an Eugen Boeckel, was durch die beiläufige Bitte klar wird: „Grüße die Freunde, es geschieht dann doppelt, ich habe auch Boeckel drum gebeten“.⁷³

Und noch ein weiteres Indiz spricht dafür, daß Büchners Brief erst nach seinem Zwischenaufenthalt in Darmstadt geschrieben wurde: die „Erlaubniß“, zu Ostern die „Verwandte[n] bei Landau“ besuchen zu dürfen⁷⁴, scheint das Ergebnis mündlich geführter Verhandlungen zwischen Sohn und Vater gewesen zu sein, eine Aussicht, die ihm den Aufenthalt in Gießen leichter erträglich machen sollte.

Vermutlich am 5. oder am 6. Januar 1834 (so sein Plan im Brief an August Stoeber vom 9. Dezember 1833) kehrte Büchner nach Gießen zurück, also nach den Weihnachtsferien (der 5. Januar war ein Sonntag). Montag der 6. Januar 1834 wäre also der terminus post quem für die Datierung des „Fatalismusbriefts“. Es ergibt sich aber aus dem Inhalt des Briefs, daß er nicht unmittelbar nach dem Eintreffen in Gießen geschrieben worden sein kann: dies war Büchner, wie es heißt, „unmöglich“, es mußten erst einige Tage vergehen, in denen er „jeden Augenblick die Feder in die Hand nahm“, ohne auch „nur ein Wort [...] schreiben“ zu können. Dies gelang ihm erst, als er einen dringenden Brief Wilhelmines bekam, aus dem er zitiert: „Prouve-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles“, um dann selbstkritisch anzuschließen: „Und ich ließ dich warten!“ Auch das nasse, noch wenig frühlinghafte Wetter der ersten Januarwoche mit stürmischen Winden aus Nordost läßt den „Fatalismusbrief“, in dem von Frühling und Veilchen die Rede ist, eher in die zweite oder dritte Januarwoche rücken. Und da dieser Brief mit hoher Wahrscheinlichkeit seit Wochen der erste war, den Büchner an Wilhelmine Jaeglé schrieb, erklärt sich auch, weshalb er ihr Gießen und seine Umgebung, wie Zabeltitz richtig empfand, „wie etwas Neues und ihr noch Fremdes“ schildert⁷⁵: im Oktober/November dürfte er – krankheitsbedingt („halb im Dreck und halb im Bett“⁷⁶) – kaum zu größeren Erkundungen gekommen sein. Als Datierung schlage ich vor: „Gießen, zwischen dem 10. und 20. Januar 1834“.

⁷¹ Für die Überlassung einer Fotokopie des in frz. Privatbesitz befindlichen Briefs danke ich Thomas Michael Mayer.

⁷² Hauschild [Anm. 6], S. 312.

⁷³ Büchner [Anm. 15], S. 422.

⁷⁴ Ebd., S. 426. Nicht nur die Lokalhistoriker der Rheinpfalz sind aufgerufen, diese Verwandtschaft zu verifizieren.

⁷⁵ S. oben Anm. 11.

⁷⁶ Büchner [Anm. 15], S. 421.

Was bringt die Neudatierung für die Interpretation des Briefs, dessen vieldiskutierter Kern das ‚Fatalismuserlebnis‘ ist? Zunächst verschiebt sich die Lektüre der französischen Revolutionsgeschichte – denn nur sie kann den Hintergrund bilden, darin wenigstens sind sich alle Interpreten einig – auf die Zeit vor dem Frühjahr 1834. Der Satz „Ich studierte die Geschichte der Revolution“, mit dem Büchner sein bisheriges Schweigen begründete, ist demnach weniger auf die Gießener, als vielmehr auf die Darmstädter Zeit zu beziehen, auf die rund fünf im Elternhaus verbrachten Wochen etwa zwischen dem 28. November und 5. Januar. Die von Thomas C. Knemeyer jüngst zur Diskussion gestellte Hypothese, Büchner habe die „Geschichte der Revolution“ im Wintersemester 1833/34 bei dem Gießener Historiker Heinrich Schäfer (1794–1869) „studiert“⁷⁷, kann außer acht gelassen werden. Nicht nur die zeitliche Parallelität von Wilbrandts Anatomie-Kurs spricht gegen Büchners Teilnahme. Auch die Erinnerungen Georg Zimmermanns – obwohl deren Quellenwert nicht überschätzt werden sollte – besagen das Gegenteil. Zimmermann berichtet ausdrücklich, daß Büchner sich „in die Geschichte der von ihm bewunderten französischen Revolution“ warf, noch „bevor er eine genügende Kenntniß der allgemeinen Geschichte erworben hatte“. So mußten ihm „die positiven Kenntnisse“ fehlen. „Hätte er die Geschichte erst langsam und gründlich wenigstens in ihren hervorragendsten Perioden studirt und ihr die verborgenen Gesetze abgelauscht, so würde er von politischer Ueberstürzung, vor dem Streben in das Unmögliche bewahrt worden sein.“⁷⁸

Die Schlußfolgerungen mögen fragwürdig sein, festzuhalten ist, daß von einem akademischen Geschichtsstudium nicht die Rede ist. Schließlich aber ist Knemeyer eine wichtige Information Carl Vogts entgangen, die seiner Hypothese vollends den Boden entzieht. Zwar trug Schäfer tatsächlich fünfmal wöchentlich von 11⁰⁰–12⁰⁰ „Universalgeschichte“ sowie dienstags und freitags von 17⁰⁰ bis 18⁰⁰ Uhr „Politische Geschichte von 1788 bis auf die neueste Zeit“ vor⁷⁹, doch kam darin, wie Carl Vogt bezeugt, weder französische Geschichte noch die Geschichte der französischen Revolution vor. Statt dessen hielt er „unter dem Vorwande allgemeiner Geschichte“ (ein finanziell einträgliches „Zwangskolleg“) „den Studenten Vorlesungen über Portugal [. . .], mit welchem Lande er sich speziell beschäftigt hatte.“⁸⁰ Wenn man ferner berücksichtigt, daß Büchners Freund Boeckel unter dem Datum des 3. September 1833, zeitlich also fast parallel, berichtet, er habe inzwischen „den Thiers, hist. d. la révolution geendigt“⁸¹, könnte man sich fast eine Absprache mit Büchner vorstellen, der

⁷⁷ Georg Büchner *Jahrbuch* 4, 1984, S. 312–314.

⁷⁸ Zimmermann [Anm. 34], S. 336.

⁷⁹ *Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt*, Darmstadt, Nr. 56 vom 25. September 1833, S. 349.

⁸⁰ Carl Vogt: *Aus meinem Leben*. Stuttgart 1896, S. 58.

⁸¹ Büchner [Anm. 15], S. 472.

ungefähr zur selben Zeit ein gleiches getan und sein Wissen durch die offenbar besonders beeindruckende Lektüre entsprechender Bände des Sammelwerks *Unsere Zeit* noch vertieft haben könnte, möglicherweise sogar im Einverständnis mit dem Vater, der dem „Reconvalescenten“ („einem Reconvalescenten schlägt man nichts ab“, so Büchners Appell an August Stoeber am 9. Dezember 1833⁸²) ausnahmsweise sogar fachfremde Studien genehmigt haben dürfte. *Unsere Zeit, oder geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789–1830, nach den vorzüglichsten französischen und englischen Werken bearbeitet von einem ehemaligen Officier der kaiserlich-französischen Armee*⁸³, die spätere Hauptquelle von *Danton's Tod*, war überdies mit die „liebste Lektüre“ von Büchners Vater, der damit seine eigenen Erlebnisse als „Zeitgenosse der großen Französischen Revolution“ gerne „repetier[te]“ und „ergänz[te]“, wie Büchners Bruder Wilhelm berichtete, der sich auch daran erinnerte, daß im Elternhaus aus *Unsere Zeit* „[v]ielfach [. . .] abends vorgelesen“ wurde und die ganze Familie „den lebhaftesten Anteil daran“ nahm.⁸⁴

Das ‚Fatalismuserlebnis‘ ist, communis opinio, die historische Erkenntnis des „ehernen Gesetzes“ der bürgerlichen Revolution(en) von 1789 (und 1830), die die Gleichheit Aller postulierten und die Grundlage der Ungleichheit, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, unangetastet ließen. Es bedeutet nicht die Resignation vor dem Fatalismus der Revolution schlechthin. Die soziale Revolution, die Einführung eines „absoluten Rechtsgrundsatz[es]“ (an Gutzkow, etwa Anfang Juni 1836⁸⁵) würde das „monarchische Prinzip“ als die „Ursache alles Elends“ beseitigen – so Büchner laut der Verhöraussage seines Freundes August Becker.⁸⁶ Je größer der zeitliche Abstand zwischen dem „Fatalismusbrief“ und der Initiierung politischer Aktionen, wie sie sich v. a. in der Gründung der Gießener Sektion der „Gesellschaft der Menschenrechte“ (nicht vor Mitte März 1834) und dem Entwurf des *Hessischen Landboten* manifestieren, desto plausibler und nachvollziehbarer die These, wonach Büchners Entscheidung für die politische Praxis ursächlich mit seinem Studium der Revolutionsgeschichte zusammenhängt und gewissermaßen die ‚Frucht‘ seiner Erkenntnisse darstellt, keinesfalls aber ein Handeln ‚wider besseres Wissen‘ ist. Die Vermutung Thomas Michael Mayers, Büchner habe im selben Monat, „vielleicht sogar am Tag des Briefes, den Entwurf des ‚Hessischen Landboten‘“ geschrieben⁸⁷, stellt sich zwar als irrtümlich heraus (sehr einleuchtend war sie

⁸² Ebd., S. 421.

⁸³ Stuttgart 1826–1830.

⁸⁴ Zit. nach der *Münchener Ausgabe* [Anm. 2], S. 381.

⁸⁵ Büchner [Anm. 15], S. 455.

⁸⁶ Zit. nach der *Münchener Ausgabe* [Anm. 2], S. 377.

⁸⁷ Thomas Michael Mayer: Büchner und Weidig – Frühkommunismus und revolutionäre Demokratie. Zur Textverteilung des „Hessischen Landboten“. In: *Georg Büchner III* [Anm. 3], S. 16–298, hier S. 94. Möglicherweise läßt sich aufgrund der Neudatierung des

ohnehin nicht), seine Schlußfolgerungen können jedoch nur bestätigt werden: „Büchners Praxis widerlegt die von der älteren Forschung [...] konstruierte These, das Fatalismus-Erlebnis habe ihn in persönliche und politische Resignation gestürzt“.⁸⁸ Büchners Antwort auf das „eherne Gesetz“ der Geschichte war alles andere als resignativ, sie bedeutete die Aufnahme eigener sozialrevolutionärer Agitation: Gründung (zusammen mit August Becker) einer Gießener, später auch einer Darmstädter Sektion der geheimen „Gesellschaft der Menschenrechte“, in denen „egalitaristische und frühkommunistische Gesellschaftstheorien diskutiert“ wurden⁸⁹, Pläne zum Kauf einer eigenen Druckpresse, ideologische und militärische Schulung der Sektionäre und – nach der Festsetzung von Minnigerode, der am Abend des 1. August 1834 am Gießener Selzertor mit 139 in der Kleidung versteckten Exemplaren des *Hessischen Landboten* verhaftet wurde – Vorbereitungen zur Gefangenenbefreiung.

Man wird sich künftig mit der Behauptung noch schwerer tun, Büchner habe sich, als er sich für die konspirative Bauernagitation entschied, ganz bewußt „dem Fatalismus geweiht“, wie Ernst Johann zuerst 1958 formulierte.⁹⁰ Daß die „eingreifende Untersuchung“ durch den *Hessischen Landboten* (Kritik, Störung, „Verunsicherung“ der Machthaber auf der einen, „Ermutigung“, „organisierender Aufruf zum Widerstand“ auf der andern Seite⁹¹) an einem durchaus erfolgversprechenden Punkt gewaltsam abgebrochen werden würde, mußte der Revolutionär Büchner riskieren; vorauszusehen war dies nicht. Der Erfolg der Ermittlungsbehörden beruhte auf schnödem Verrat und erpreßten Geständnissen.

„Fatalismusbriefs“ die Entstehung von Büchners erstem Entwurf des *Landboten* etwas früher datieren; bis jetzt konnten solche Überlegungen kaum unbefangenen angestellt werden, weil sie zwangsläufig in die „fatale“ These des „verzweifelten Revolutionärs“ gemündet hätten, der von der „Sinnlosigkeit“ seines eigenen Handelns weiß.

⁸⁸ Th. M. Mayer: Die Gesellschaft der Menschenrechte und „Der Hessische Landbote“. In: *Katalog* [Anm. 44], S. 168–186, hier S. 171.

⁸⁹ Thomas Michael Mayer (Bearb.): *Georg Büchner. Leben, Werk, Zeit. Katalog [der] Ausstellung zum 150. Jahrestag des „Hessischen Landboten“*. Marburg 1987, S. 144.

⁹⁰ *Georg Büchner in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, dargestellt von Ernst Johann. Hamburg 1981, S. 88.

⁹¹ *Katalog* [Anm. 44], S. 182.